



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Neue deutsche Epik

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Man mag die amtlichen Auskünfte, die über den Erfolg der genossenschaftlichen Selbstverwaltung im österreichischen Handwerk vorliegen, betrachten von welcher Seite man will: nicht ein Lichtblick ist ihnen abzugewinnen, das Ergebnis bleibt ein vollständiger Mißerfolg.

Nur arge Leichtfertigkeit wird dieses Ergebnis unbeachtet lassen können, wenn es sich in Deutschland um einen ähnlichen Versuch handelt. Die Frage, wie weit der heutige Handwerkerstand in Deutschland zu einer fruchtbaren Selbstverwaltung fähiger sei als der in Österreich, ist jedenfalls ernsthaft zu stellen. Die deutsche Handwerkerbewegung läßt durch ihren bisherigen Verlauf nicht darauf schließen, daß das der Fall sei. Auf ihre Führer ist auf keinen Fall zu hören. Der Staat und sein grüner Tisch hat die „verdammte Pflicht und Schuldigkeit,“ das besser zu wissen. Das wohlgemeinte Wort von dem genossenschaftlichen Zusammenschluß der Berufsstände wird durch ehrfurchtsvolles, kritikloses Nachsprechen nimmermehr zum Allheilmittel für soziale Schäden werden. Für das Handwerk von heute kann es, wenn der Staat die Zügel nicht unerbittlich fest in der Hand behält, vielmehr zum schwersten Unsegen geraten. Herr von Berlepsch hat die Pflicht, auch das besser zu wissen. Ob er darnach handelt, das werden wir ja in der nächsten Zeit erfahren.

G. B.



## Neue deutsche Epik



aß es ein Epos, wie es aus der Heldensage der Völker erwächst, nicht in unsern Tagen geben kann, daß die Epopöe im Schulstimm, wie sie die gelehrte Dichtung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erstrebte, an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts eine Unmöglichkeit ist, wissen wir alle. Wir haben auch oft genug gehört, daß der Roman an die Stelle der epischen Dichtung getreten sei. Und Kritiker, die sich besonders viel auf ihre Modernität zu gute thun, schreiben über die Besprechung von Romanen und Novellen „Epik,“ und über die Besprechung erzählender Gedichte „Lyrik.“ Nun ist es ja richtig, daß in vielen neuern Dichtungen der letztern Art die lyrischen Elemente stark überwiegen, und daß es in gewissen Fällen schwer wird, aus einem mit Beschreibung und lyrischen Einlagen überladnen epischen Singsang den einfachen Gang der Handlung herauszulösen. Dennoch muß es erlaubt sein, die noch immer große Anzahl solcher Versuche getrennt von der Lyrik im engerm Sinne zu betrachten. Die viel verbreitete Vorstellung freilich, als ob das epische

Gebiet durch tiefere Gräben und bessere Mauern vor dem Andrang des dürftigsten und anmaßlichsten Dilettantismus geschützt sei, ist gründlich falsch. Wie in der Minnepoesie, in der gereimten Natur- und Wanderlust die unberechtigte Versefmacherei vorwiegt, so bemächtigt sie sich auch aller erdenklichen Helden und Begebenheiten und hofft vom Stoff Wirkungen, die doch nur vom Dichter ausgehen können. Was wird alles aus allen Ecken zusammengekehrt, um die gleißende und innerlich völlig öde Mannichfaltigkeit erzählender Dichtungen hervorzubringen, die in den Titeln und Versformen liegt! Wie schwer wird es dem an poetischer Produktion noch teilnehmenden Publikum gemacht, die bessern, wahrhaft lebensvollen Dichtungen dieser Art aus der Menge herauszufinden! Denn zwischen ihnen und den eigentlich stümperhaften Anläufen und Versuchen liegen die leidlichen Nachahmungen größerer Vorbilder, die wohlgemeinten Schulerzittien, denen die Tagesreflexe alle Prädikate spendet, die allenfalls auf ein paar Ausnahmen angewandt werden dürfen.

Im allgemeinen herrscht noch die Vorstellung, daß sich die moderne erzählende Poesie der alten echten Epik dann am sichersten nähert, wenn sie vielgefeierte weltgeschichtliche Helden wählt. Die Prüfung, ob die eigne gestaltende Kraft der Aufgabe entspreche, wird in diesen Fällen weislich unterlassen. Das Ergebnis sind dann Gedichte wie: Der Heiland, Epos in neunzehn Gesängen von Franz Ludorff (Dresden, Glöck, 1894), Das Arminslied von Karl Preßer (Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge, 1895), Wittekind der Sachsenherzog, vaterländische Dichtung von W. Rudow (Leipzig, Wilhelm Drey, 1894) und Deutschlands Dreigestirn, episches Gedicht von K. Weidang (Dresden, K. von Grumbkow, 1895). Die geographische Nähe der Verlagsorte läßt vermuten, daß es noch mehr Schöpfungen dieser Art giebt, die nur zufällig nicht in unsre Hände gekommen sind. Alle vier Gedichte hinterlassen den traurigen Eindruck, daß es den Verfassern um die Erfindung und das subjektive Pathos ihrer Gedichte gewaltig Ernst gewesen ist, daß aber dieser Ernst völlig wirkungslos bleibt. Der „Heiland,“ volle hundertundfünfzig Jahre nach Klopstocks „Messias“ gedichtet, bringt es nicht entfernt zu so viel epischem Gehalt, als in den einfachen Überlieferungen der Evangelien vorhanden ist. Vergeblich bietet Fr. Ludorff die Künste der Beschreibung und der Rhetorik auf; der ganz äußerlichen Erfindung seines Gedichts thut der aufgebauschte und doch dürftige Wortprunk mehr Eintrag, als daß er sie erhebt; so unerfreulich flach, uncharakteristisch und holprig wie der römische Hauptmann am Fuß des Kreuzes ruft:

Du bist fürwahr der Sohn des Allerhöchsten,  
Für welchen (!) dich der arme Mann sieht an.  
Viel von Humanität die Denker reden.  
Du bist der Menschheit Spiegel aller Zeit.  
Wie du, so wandelt nur ein Gott im Fleische,  
Und wer dir folgt, übt wahre Menschlichkeit!

so ist der Gesamtausdruck des Gedichts. Das „Arminslied“ Karl Präfers erscheint hundertundfünfzig Jahre nach des Freiherrn von Schönau von Gottsched gepriesenem Hermannsliede, aber obwohl es in stolzen Nibelungenversen daherrauscht, von denen der Lausitzer Baron keine Ahnung hatte, kann es an innerer Nüchternheit, die alles Pathos der Rede nur schlecht versteckt, an Armut der Erfindung und Außerlichkeit der Charakteristik mit dem vielberufenen Hermannsepos des vorigen Jahrhunderts wetteifern. Alles ist steif, stelzfäßig, ohne lebendige Kraft, zahlreiche Verse könnte Biedermaier als Musterleistungen hinterlassen haben. Der Zwist der Herren

erzeugte bei den Völkern nun wieder Neid und Zwist.  
Und weil im Neid und Zwiste die Eifersucht vergift,  
Daß Hausstreit stärkt den Nachbar, doch eigne Kraft zerstört,  
So sind bei solchem Streiten oft ganze Völker wie behört!

Dennoch — so große Abstände sind selbst auf dem Felde des Dilettantismus möglich — erhebt sich die nüchterne, aber wenigstens in sich geschlossene Präfersche Dichtung über das buntscheckige Epos „Wittekind,“ das die Kämpfe Karls des Großen mit den heidnischen Sachsen bis zu dem erschütternden Augenblick darstellt, wo Wittekind zu Karl kommt:

So vieles giebt es festzusetzen,  
Doch eint man sich in Freundschaft bald:  
Der eine lernt im andern schätzen  
Die weltgeschichtliche Gestalt.  
So sehr die beiden auch verschieden,  
Kein Streit mehr trübt den jungen Frieden.

Das langatmige Gedicht ist voller Banalitäten. Da der Verfasser im Vorwort „jeden Tadel ablehnt, bis man ihn begründet,“ so müßten wir zum Beweis zwei Drittel seiner Verse abdrucken, was wieder unbillig gegen unsre Leser wäre. „Deutschlands Dreigestirn“ endlich nennt sich mit demselben Recht ein episches Gedicht, wie sich nur eine an der Stange emporsteigende Ranke einen Baum nennen könnte. Das Ganze stellt sich als ein zu lang geratner Prolog zu irgend einem patriotischen Feste dar, bei dem Stimmung für ein gemeinsames Denkmal Kaiser Wilhelms, Moltkes und Bismarcks gemacht werden soll, der Inhalt ist der einiger schwungvollen Leitartikel, die metrisch in fünfsüßige Jamben eingeteilt sind. Daß dergleichen als Poesie und obendrein als epische Poesie dargeboten wird, gehört auch zur Signatur der neuesten Litteraturperiode.

Leider kann man nicht sagen, daß in der Gruppe erzählender Dichtungen, die mehr Talent, weniger Abhängigkeit von der herkömmlichen religiös oder patriotisch approbirten Stoffwelt und dem damit zusammenhängenden Hort von Bildern und Phrasen zeigen, der Eindruck wesentlich erfreulicher wäre. Bei

den äußerlich am bescheidensten, anspruchslosesten auftretenden Heftchen, z. B. den Balladen und poetischen Erzählungen von Franz Dittmar (Dresden und Leipzig, G. Piersons Verlag, 1895) ist wenig mehr zu rühmen als eine gewisse Sauberkeit der Form; der echte Balladenton ist allenfalls in der kleinen Nürnberger Sage „St. Sebald“ getroffen. In den erzählenden Gedichten Bernhart und Bertha; Ste Williken von R. von Wissell (Hildesheim, Fink) geht eine gewisse Frische mit der Beschreibungs-trivialität so geschwisterlich Hand in Hand, daß die poetische Wirkung ausbleiben muß. Der Verfasser scheint fleißig in alten Chroniken und Urkunden gelesen zu haben und meint nun, daß schon die Anwendung altertümlicher Wörter zu Farbe und Leben verhelfen. Höher steht aus dem Tagebuch der Äbtissin, eine Mär aus Westfalen von Wilhelm Tobien (Leipzig, G. Strübing, 1895), mit der wir den Boden der „Scheffelei,“ das Gebiet der zahllosen Nachahmungen des „Trompeters von Säckingen“ betreten. Die Erzählung in reimlosen Trochäen, mit eingeflochtenen lyrischen Gedichten, dazu der Hintergrund einer abseits liegenden Landschaft und weit zurückliegender Zeit: alles wie bei dem Vorbilde. Aber es sind doch einzelne hübsche Züge, frische Beschreibungen und tiefere Gemütslaute in der westfälischen Erzählung. Sie spielt in den Tagen, wo das Verbot der Priesterehe ergangen war und das fanatisierte Volk auch in Westfalen die verheirateten Priester vom Altar hinwegtrieb. Der Grundstimmung nach könnte man das ganze Gedicht eine Variante zu dem alten Studentenliede nennen:

O, was war Gregor der siebte  
Für ein Thor, daß er nicht liebte!

Doch es ist ernst gemeint, und der Held Gerhard muß sterben, weil „mit unschuldiger Verschuldung“ er die Hand nach hohem Glücke ausgestreckt hat, „das heute noch nicht versagt war und doch morgen ward versaget und verbannt.“ Unter die Nachahmungen Scheffels gehört auch Das Glück, ein Sang von der Donau von Franz Wolff (Leipzig, Oswald Mutze, 1895), worin ein paar hübsche Liebesgedichte unter den lyrischen Einschaltungen das beste sein dürften, was der Dichter vor der Hand zu bieten hat. Die Geschichte von dem Spielmann Friedel, der erst dem Kloster und dann der Liebsten entflieht, um rastlos durch die Welt hinter dem Glücke dreinzujagen, bis er späte Ruhe, spätes Glück bei der Geliebten seiner Jugend findet, ist zu einfach und zu oft dagewesen, als daß sie durch etwas andres, als durch den höchsten Reiz der Einzelausführung noch Eindruck machen könnte, und dieser Reiz fehlt hier so gut wie ganz. Lebendige Phantasie, Anschauungs- und Farbenfülle und trotz des unerquicklichen renommissischen Wortschwalls, auch ein Stück echter Gestaltungskraft zeigt sich in den Dichtungen von Franz Held: Don Juans Ratskellerkneipen, eine feuchtsfröhliche Weinmär (Berlin, Freskoverlag, 1894) und Tanhusaere recidivus und andre Gestalten (Ebenda, 1894). Frei-

lich ergeht es uns mit diesen Dichtungen wie dem Unglücklichen, dem alle Fleischnahrung zum Ekel wird, weil er das Vortrefflichste in der einen braunen, ewig gleichschmeckenden Tunke genießen muß; die Phantasie und die virtuose Schilderung des Dichters heftet sich, namentlich in den an zweiter Stelle genannten erzählenden Dichtungen, so ausschließlich an die Lebensäußerungen leiser, lüsterner oder leidenschaftlicher, lechzender Sinnlichkeit, daß es fast unmöglich erscheint, die sonst vorhandenen Eigenschaften seiner Muse rein zu empfinden. Gleichviel, ob er in „Chider“ ein Münchner erotisches Erlebnis schildert oder fingirt, ob er in „Meister Diepolt“ und „Neros Verheißung“ oder in der größern Phantasie „Sephthas Tochter“ nach uraltem Rezept Wollust und Grausamkeit mischt, überall die gleiche Sauce, der gleiche Duft, der gleiche Nachgeschmack. Nicht frei, aber wenigstens freier davon zeigen sich die Höllenbreughelschen Bilder von „Don Suans Ratskellerkneipen.“ Daß sie „fröhlich“ wären, wird außer dem Titel niemand behaupten, aber phantastisch-geistreich, durch energische Züge, grelle Lichter und tiefe Schatten wirksam sind sie, man möchte dem Dichter nur den Mut wünschen, die Manier, in der er sich hier gefällt, über Bord zu werfen und von der „Richtung“ zur Dichtung zu kommen; er würde kein Tüpfelchen seiner Eigentümlichkeit dabei einbüßen.

Wenn der „Roman in Versen“ *Der neue Don Quixote*, der sich außerdem als „eine romantische Kateridee“ von Hermann Bender (Zürich, Casar Schmidt, 1895) bezeichnet, einen weiteren Zweck hat, als den kölnisch-spanischen Dichter Don Johann Fastenrath ein wenig zu ironisieren, so versteckt sich dieser Zweck unter allerhand tollem Karnevalscherz. Über den Schilderungen und Späßen aus Innerafrika und Agypten schwebt im guten Sinne der Geist des Heinschen „Atta Troll“ — der Zug Bakers nach den Nilquellen ist dem Dichter nur ein Vorwand, um vielerlei hübsche Dinge an dem afrikanischen Faden aufzureihen, unter denen die Kriegserinnerung von 1871 und Schloß Grancey das hübscheste ist. Jedenfalls kann sich ein gesunder Sinn an der bunten Phantastik und dem übermütigen Spiel dieses Romans in Versen besser ergötzen als an der Nachahmung Heines: *Deutschland, ein Sommermärchen* von Arthur Stein (Breslau, S. Schottländer, 1895), einem Reisegebidicht, das sich in der Weise des Heinschen „Wintermärchens“ in schnoddrigen Geistreichigkeiten ergeht und alle alten Fortschrittsphrasen bis auf den Haß gegen Bismarck, die Vergötterung Heines und die Franzosenverbrüderung getreulich wiederkaut. Einzelne Verse sind nicht übel, das Ganze jedoch zwei Menschenalter zu spät geschrieben. Wenn man freilich damit den dünnen Humor einer „ärztlichen Humoreske“ wie *Der Bandwurm* von Julius Litten (Berlin, F. A. Günther) vergleicht, eines Feuilletonscherzes, der sich ganz überschlüssigerweise epischer Formen bedient, so merkt man erst, daß es auch in dem humoristischen Epos Abstände giebt, die man beim Lesen bloß eines Gedichts nicht ahnt.

Wie dem ländlichen Manne des wackern S. H. Voß, der den erblühten Apfelbaum „voll rötlicher Sträuße, beglänzt vom Golde des Abends,“ betrachtet, so wird uns zu Mute, wenn wir aus solchem und ähnlichem Gestrüpp zu einem wirklichen Gedicht kommen, zu dem frischen und anmutigen Idyll Bin der Schwärmer von S. B. Widmann (Frauenfeld, S. Huber, 1896). Es ist ein Nichts von einer Handlung, ein kleines Erlebnis eines studentischen Poeten, „ein Nektarschälchen Jugendmorgenrot.“ Bin (d. i. Sabinus) der Schwärmer wird beim Anblick jedes hübschen Mädchens vom Liebespfeil getroffen, aber der Schmerz des Pfeils, das seh nende Verlangen geht ihm jederzeit „in ein vergnügtes schwelgendes Betrachten des Abenteurers, das er hier erlebt,“ über:

Und dieses war sein einzger Liebestummer,  
 Daß ihm die Liebe nie ein Schicksal flocht,  
 Ja nicht einmal den Appetit und Schlummer  
 Ihm je verdarb. Zwar mit den Händen focht  
 Er manchmal in der Luft, wühl' in den Haaren  
 Und schnitt ein melancholisches Gesicht.  
 Doch es erzwang das wütendste Gebahren  
 Ihm ein gebiegenes Liebesunglück nicht.

Auf der Reise zur Hochzeit eines Freundes hat ihn wieder einmal vor einem Parkthore beim Anblick eines entzückenden vierzehnjährigen Kindes, das „Hirschjagd“ spielte, ein leichter Pfeil getroffen. Höchst selbstzufrieden versucht er sein Gefühl zu wiegen, erliegt aber beim Hochzeitsfeste selbst augenblicklich dem Zauber einer schönen, jungen Witwe, die als unerwarteter Gast bei der Hochzeit erscheint, die ihn entzückt und ihn zu einer feurigen poetischen Improvisation begeistert, mit der er beim Pfänderspiele süße Blicke und Küsse tauscht, der er aber beim nächsten Morgengrauen, von moralischem Kagenjammer erfaßt, zu Fuß entflieht, damit ihn die reizende Frau nicht, wie verabredet, in ihrem Wagen heimführen könne. Er will sich nun gewaltsam in seine erste Empfindung für den entzückenden Backfisch am Parkthore zurückschrauben, versteht nicht, wie ihm trotz seines ethischen Pathos allmählich die Bilder der schönen Frau und des jungen Mädchens zusammenfließen, wird gegen Abend von der schönen Frau von gestern eingeholt und sträubt sich nicht länger gegen die Mitfahrt und das Abendessen in dem Landhause der Dame. Als man sich aber an den für drei gedeckten Tisch setzt, erfolgt ein Donnerschlag: Frau Diotima, wie sie der Freund genannt hat, stellt ihm ihr Töchterlein Sibylle vor, Bin erkennt mit Entsetzen die Angebetete von vorgestern neben der Angebeteten von gestern, er sitzt beiden Damen errötend und erschüttert gegenüber, die kluge Frau errät sofort den wahren Zusammenhang, und sie spürt bei dem Spaß an der Sache auch ein ernstes Mahnen, wobei ihr etwas seltsam zu Mute ist:

Da sich zum ersten male das Geschick  
Ihr meldete, das Mittern auferlegt,  
Nicht mehr so jung zu sein, wie sie sich fühlen,  
Weil schon an jene, die ihr Schoß gehegt,  
Des Lebens Wellen schmeichelnd, werbend spülen.

Aber Bin entflieht auf Nimmerwiederschen dem Hause, das ihm ein „ungeheures Schicksal“ gebracht hat, und wie er durch die Nacht heimwandert, im Nachsinnen seine Schuld ins Riesenhafte steigend, wird ihm immer wonniger zu Mute, er schwelgt in seinem Leide, und der Dichter verläßt seinen Helden mit Recht in dieser Situation;

Dem auf des Glückes Gipfel angekommen,  
Ist der, dem Weh zur Wonne nur verliehn,  
Zu dem auf Thränen kommt herangeschwommen  
Ein Lustgefilde schöner Phantasien.

Mit dieser heiter-ironischen Wendung schließt das Idyll, das in jedem einzelnen Zuge lebendig, lebenswürdig, anspruchslos und doch gehaltvoll ist, ein Stück Leben und doch poetisches Spiel.

Als aus anderm Geiste, aber auch aus echtem Dichtergeiste geboren, stellt sich Der dumme Teufel oder die Geniesuche, komisches Epos in zwölf Gefängen von Adolf Bartels (Dresden, V. W. Gsche, 1896) dar. In der Weise des subjektiven epischen Gedichts, wonach der Dichter ein Abenteuer oder eine Reihe von Abenteuern energisch und anschaulich vorträgt, aber satirisch dreinspricht, und auch in der Form, in der frei und übermütig behandelten Oktave den von Ariosto und den italienischen burlesken Epikern gebahnten Wegen folgend, giebt Bartels eine selbständige Erfindung und lebendige Bilder aus der Gegenwart. Die Hölle wird von dem Andrang des kleinen Lumpenpacks, das man in Fässern heranrollt und quadratisch packt, fast überfüllt, des Teufels Großmutter will von dieser demokratischen Hölle nichts wissen, verlangt, da man seit Napoleon nichts Geseheites gesehen hat und die Hoffnung auf den Gewinn Bismarcks auch zerronnen ist, so was wie ein Genie; Held, Dichter oder Weiser ist ihr einerlei. Die besten Hoffnungen setzt die würdige Dame, und auch ihr Sohn, der Satan selbst, noch immer auf Deutschland, aber Mephistopheles hat Mut und Laune verloren, das deutsche Publikum ist ihm fremd geworden. Da meldet sich im rechten Augenblick ein bebrillter kleiner Teufel, der „dumme Teufel“ der alten deutschen Schwänke, der seit dreihundert Jahren in der Hölle deutsche Litteratur studirt hat und die Deutschen zu kennen glaubt, wie sie sich kaum selbst kennen, da er auch ihren dümmsten Traum mitgeträumt hat. Satans Großmutter mutmaßt zwar ganz richtig, daß der dumme Teufel nicht der schlaueste sei, hält aber doch für möglich, daß er eine Nase fürs Genie habe. Er wird also auf die Erde geschickt, in den Leib eines verkommenen, eben sterbenden Berliner Studenten Alexis Meier gesteckt,

dessen Vergangenheit er, wie sich nachher zeigt, zum Teil erben muß, wird reichlich mit Geld versorgt und tritt nun die Irrfahrt nach dem „Genie“ an, das der Hölle verfallen soll. Im dritten Gesang merkt er schon, daß er unter den Studenten und litterarischen Bummlern von Berlin das geträumte Genie nicht finden wird, entschließt sich kurz und siedelt nach Heidelberg über, vertauscht auch die Medizin des Vorgängers, in dessen Haut er durchs Leben wandelt, mit der Philosophie, macht als Saxoboruffe die intime Bekanntschaft des Herrn von Droste-Nirgendshausen, eines edeln Westfalen, in dem er einen künftigen neuen Bismarck wittert, bis der Freiherr, der seinen bürgerlichen Freund bis zur letzten Möglichkeit angepumpt hat, nach Amerika durchbrennt. Im vierten Gesange sucht der dumme Teufel, alias Alex Meier, sein Heil in Leipzig, wo er in allen Fakultäten herumguckt und nähere Bekanntschaft mit der „Moderne“ macht, die im fünften in der Person Heinrich Kunaths renommiertisch siegreich aufgeht. Der dumme Teufel lernt, daß das unfehlbare Mittel zur Erlösung der Menschheit darin bestehe, daß die Helden der jüngsten Dramen und Romane meist in der Kneipe sitzen, muß aber, als sich der große Heinrich Kunath schließlich erschießt, leider eingestehen, daß dieser höchstens ein problematisches Talent, kein Genie gewesen sei. Bei der Blocksbergerversammlung im sechsten Gesange wird der dumme Teufel wegen seines erfolglosen Suchens gescholten und auf schmale Rationen gesetzt. Er besteht sich darnach ein Semester lang das Münchner Kunsttreiben, promovirt endlich in Leipzig, wird im siebenten Gesange Redakteur eines Lokalblättchens, übernimmt das Feuilleton der altberühmten Xer Zeitung, wird, weil er einem intriganten Chefredakteur im Wege ist, aus der Zeitung hinausbefördert, weiß aber nun, daß das gesuchte „Genie“ bei der „Presse“ auch nicht zu finden ist. Er kann es auch im neunten Gesang als Theatersekretär bei der modernen Bühne nicht entdecken, hat im zehnten einen wunderbaren Traum von dem schönen deutschen Berge Parnas, von einem Dichterturnier der Gegenwart, dessen Ergebnis ist:

Es hätten manche wacker zwar gestritten,  
Doch ein Genie sei gar nicht ausgeritten,

wird im elften als Sekretär eines Reichstagsabgeordneten in die neueste Politik hineingeworfen, kehrt endlich am Schlußgesang nach Quappenhäusen zurück und führt sein Schicksal als Doktor Alex Meier zu Ende, indem er die verlassene Geliebte des Vormanns heiratet und dessen Knaben adoptirt. Wie seine Zeit abgelaufen ist und ihn die Hölle zurückfordert, scheidet er mit der leisen Hoffnung, daß der Junge, der ihm zuletzt liebgeworden ist, ein Genie sein werde, das er freilich der heimatlichen Hölle nicht gönnt. Als der dumme Teufel wieder unten anlangt, lacht zwar die gesamte Höllenaristokratie ob der Zukunftspantastien ihres Abgesandten, des Teufels Großmutter nennt ihn „ein liebes, gutes dummes Vieh,“ zeigt sich aber dankbar, daß ihr der dumme Teufel

Friedrich Nietzsche Werke geschickt hat, und knüpft ihre neuen Hoffnungen an ein tapferes Häuflein von Schülern Nietzsches. Der Dichter aber schließt, nachdem er oft genug anstatt des dummen Teufels selbst das Wort genommen hat:

Du aber, Genius, irgendwo verborgen,  
Den alle suchen und noch keiner fand,  
O teile bald die Wolken unsrer Sorgen  
Und führ die Sonne heim ins deutsche Land!  
Wir glauben alle an den neuen Morgen,  
Nicht einer, dem die Hoffnung völlig schwand —  
So komm, du edler, frommer, stolzer, freier,  
Erhabner Geist, und hießest du auch Meier!

Mit diesem Abschluß werden natürlich die nicht einverstanden sein, die in der Gegenwart Genies zu Dutzenden sehen — alle Tage ein anderes —, und die gegen die Anschauung des Dichters, daß wir Deutschen unter der Ägide Luthers, Goethes, Bismarcks weiterschaffen und gesunden könnten, auch ohne daß das weltumwälzende Genie geboren wird, wie gegen ein Sakrilegium aufschreien. Und doch quillt gerade aus dieser Anschauung der gesunde Geist dieses humoristischen Gedichts, dessen zustimmende, von poetischer Freude an den Erscheinungen erfüllte Empfindung uns ebenso anzieht wie die humoristische und satirische Schilderung des Fragenhaften, Unechten, Komödiantischen der Gegenwart. Der Humor des Dichters wird ja zuweilen zum erbarmungslosen, ingrimmigen Spott, doch immer nur da, wo die anmaßliche Herausforderung auf der Gegenseite zu stark ist; am freiesten und schönsten wirkt das Gedicht, wo sich in der Charakteristik des dummen Teufels selbst und in der Erzählung seiner Abenteuer die Phantasie und das männliche Gefühl des Dichters in frischer Zuversicht über die kleinen und kläglichen Tageswirren erheben, durch die sein „dummer Teufel“ hindurch muß. Die Behandlung dieser Wirren selbst ist vorzüglich, der Dichter spielt mit ihnen und stellt sie doch deutlich dar, daß wir Zustände und Menschen zum Greifen vor uns haben. Bartels hat in seiner poetischen Art etwas nordisches, herbes, er sagt selbst: „Die frohe Kunst ist nicht meine Kunst,“ aber als echt norddeutscher Natur fehlt es ihm nicht an schein verborgener und doch golden hervorleuchtender Weichheit des Gemüts und einer tiefen, keuschen Sehnsucht nach dem echten Schönen. Das ganze Gedicht spiegelt das Ringen eines männlichen Geistes, der, der revolutionären Kraftphrase und der lottrigen Gemeinheit gleich satt, sich auf die Quellen alles echten Lebens besonnen hat und nun andre zu ihnen führt, dabei aber nicht vergißt, daß ein guter Spaß die wahre Würze solcher Wanderung bleibt. Der litterarische Teil der Satire steht allerdings in einem gewissen Mißverhältnis zu der Schilderung anderer Lebensgebiete und Lebensmächte. Aber schließlich spiegeln sich doch alle in der Litteratur, und insofern gleicht sich das Mißverhältnis, das offenbar aus des Dichters Erlebnissen stammt, wieder

aus. Der zehnte Gesang, das litterarische Wettrennen auf dem sich beständig verändernden Pegasus, wird vielen als das eigentliche Meisterstück des Gedichts erscheinen; Grenzbotenleser, die gewohnt sind, nicht bloß die besten Brocken aus einer guten Schüssel zu fischen, werden aber bald erkennen, daß der „Dumme Teufel“ mehr als diese eine glückliche Episode hat, und zugleich daraus entnehmen, welche Art von erzählender Dichtung mitten in der Gegenwart volles Lebensrecht hat.



## Politische Pastoren



Die Veröffentlichung des Wortlauts des vom Kaiser an den Geheimrat Hinzpeter am 28. Februar gesandten Telegramms über Stöcker und die „politischen Pastoren“ hat viel Staub aufgewirbelt und hat auch in Kreisen, die dem Kaiser treu ergeben sind, unangenehm berührt, indem man darin eine ausdrückliche Billigung dafür erblicken zu müssen glaubte, daß der Freiherr von Stumm diese kaiserliche Privataußerung in seiner am 12. April in Neunkirchen gehaltenen Rede benutzt hat. Wäre diese Annahme richtig, so würden auch wir die Veröffentlichung des Telegramms bedauern und die Überzeugung gewinnen, daß dabei von einer unrichtigen Beurteilung des Verhältnisses zwischen den Rabobs und den Pastoren im Saarthale ausgegangen worden ist. Jedenfalls ist durch diese Veröffentlichung denen eine rüchhaltlose, unbefangne Prüfung des Inhalts der kaiserlichen Äußerung zur Pflicht gemacht worden, die dem persönlichen Einfluß des Kaisers bei der gedeihlichen Lösung der über alles schweren Aufgabe der Gegenwart, bei der Lösung der sogenannten sozialen Frage, eine wichtige Rolle beimessen und auf diesen Einfluß große Hoffnungen setzen. Wir sind der Ansicht, daß der kaiserliche Einfluß, wie die Sachen nun einmal bei uns liegen, ein Glück ist, daß auch das Bekanntwerden von Privatmeinungen des Kaisers ganz und gar nicht, wie ein veralteter Bürokratismus glaubt, immer ein großes Unglück ist, im Gegenteil, daß manchmal erst durch die dadurch hervorgerufene öffentliche Kritik der Kaiser über den bürokratisch-militärisch-höfischen Wall hinweg die Möglichkeit eines klaren Urteils über viele Dinge, wie sie wirklich sind, erhält und sein Einfluß um so heilsamer werden kann. Weder Byzantinismus noch Vatikanismus gilt gegenüber den Ansichten des deutschen Kaisers. Unfehlbarkeit beansprucht niemand im deutschen Reiche, unfehlbar ist keiner unter der Sonne, als unfehlbar will am wenigsten das kaiserliche Telegramm angesehen werden über die politischen Pastoren, das ist aus jeder Zeile des kurz gefaßten Wortlauts zu ersehen.